

Schreiben im Umbruch

Akademisches Handwerk und digitale Ressourcen

*Autor: Prof. Dr. Karl Clausberg / Projekt: Badereisen & Himmelfahrten –
Die neue Chemie der Gase und Gefühle / Art des Projektes: Forschungs-
und Buchprojekt*

Angesichts der erklärten interdisziplinären Leitlinien der Andrea von Braun Stiftung war eine bewußt reflektierende Einstellung zur eigenen Arbeit möglich und sinnvoll. Das gab auch Anlaß, im „Lernbrief“ nicht von Einzelheiten des Projekts, sondern über die dramatischen Umbrüche im virtuellen Arbeitsumfeld des *World Wide Web* und vom geradezu futuristischen Zuwachs an Freiheitsgraden für akademische Handwerker zu reden. Ich glaube, dass die rasanten Veränderungen – so, wie sie von einem Veteranen wie mir erlebt wurden – von besonderem Interesse sind, weil sie nur allzu leicht für selbstverständlich gehalten werden.

Zugegeben, ich gehöre zu einer Generation, die in ihrer Kindheit gerade mal das elektrische Licht als schon immer vorhandene, gleichsam natürliche Tageslichtverlängerung erlebte (wenn nicht „verdunkelt“ werden mußte); gelegentlich kam das Radio mit kräczend-undeutlichen Stimmen hinzu, Telefone gab's auch; eine elektrische Nähmaschine war der Stolz des ländlichen Haushalts in unsicheren Zeiten des 2. Weltkriegs. Die Turing-Revolution der Informationsmedien lag buchstäblich noch hinterm Horizont der bedrohlich heranrückenden Kriegsereignisse mit ihren Vorboten und Überresten, die als gefährliches Spielzeug dienten. Bunte Kabel, Geruch von Bakelit und elektrischen Bauteilen aus irgendwelchen Geräten: überwältigende Erinnerungen stellen sich mit synästhetischer Direktheit ein, wenn ich jetzt an Computern herumschraube, um etwa Steckkarten und Speichererweiterungen zu installieren. Die Söhne, die mit Game-Boys, iPods, Laptops & Co. aufgewachsen sind, belächeln mich, scheinen meine merkwürdig aufgeregte Beziehung zur Hard- & Software kaum zu verstehen. – Was hat sich im langgestreckten Generationswechsel verändert? Computer gehörten in den 1950er Jahren zur Science Fiction: dort zeigten häuserfüllende Großrechner ihre fiktive Allmacht. An kleine, „persönliche“ Computer war noch nicht zu denken. Im Mathematikunterricht war gerade das Arbeiten mit Rechenschiebern als große Neuerung eingeführt worden. In der schier endlosen Ära der mechanischen Schreibmaschinen lernte man mit Tipp-ex und Alleskleber mehr schlecht als recht akademische Aufsätze und Abhandlungen zu collagieren. Immerhin kamen am Ende des Jahrzehnts die Trockenkopierer und begannen den Schreibbüros Konkurrenz zu machen. Auch die Vorarbeiten gestalteten sich dadurch einfacher. Handschriftliche Exzerpte aus Druckwerken ließen sich durch Kopien entsprechender Seiten ersetzen, aber oft waren unschöne Schwärzungen in Kauf zu nehmen, weil Bücher sich aufgeschlagen nicht beliebig flachdrücken lassen. Millionen billig verklebter Papierstapel und auch ältere, wertvollere Bucheinbände sind wohl auf diese Weise ruiniert worden. Hat man je alle Kopien auch gelesen? Akademische Lesekultur und Lesestoffproduktion gingen ästhetisch bergab, Hand in Hand. Deshalb konnte die alte Bleisatz-Romantik (bei Franz Greno) wieder von sich reden machen, für eine Weile.

Die Zukunft begann für mich mit den 1980er Jahren. Zunächst schienen sogenannte Textautomaten den notdürftig mit Zeilenspeichern aufgerüsteten Schreibmaschinen das Wasser abzugraben. Die technische Entwicklung sei mit solchen Maschinen abgeschlossen, konnte man damals von Verkäufern hören. Aber sie waren teuer und taugten zu nichts außer gerätespezifischer Texterfassung. Dann kam der massenhafte Durchbruch der Mikrocomputer und PCs, die alle möglichen programmierbaren Aufgaben übernehmen konnten. Ich war, so viel ich weiß, einer der ersten Kunsthistoriker im deutschsprachigen Bereich, der sich intensiv auf die neuen Universalinstrumente einließ. Den Literaten aller Couleur boten sich damals, Sternen der Verheißung gleich, computerbasierte Schreibprogramme aus der neuen Welt der schier unbegrenzten Möglichkeiten: allen voran Wordstar, dann Word-Perfect, XyWrite und MS Word. Man mußte kritisch vergleichen und konnte seine Argumente in den aufblühenden Computerzeitschriften darlegen, weil der Orientierungsbedarf groß war. Die Art der Fußnotenverwaltung und die Überführung von kompliziertem Steuerzeichengestrüpp

in ansehnliche Endresultate gaben den Ausschlag; wysiwyg lautete der mutabor-Zauberwunsch dieser Zeit: „What you see is what you get.“ Dahinter standen nun die zuvor ungeahnten Möglichkeiten indirekter Formatierung und der Makro-Befehle, die heute zur Alltagsroutine der computergestützten Schriftstellerei gehören.

Die 1990er Jahre brachten dann den Siegeszug der graphischen Benutzungsoberflächen. Text- & Bildverarbeitung verschmolzen – im Prinzip. Für bildorientierte Zulieferanten des DTP=Desk Top Publishing bestand nun die Möglichkeit, schon auf dem Vorwege Qualität und/oder Layout ihrer Bildbeigaben zu beeinflussen. Einschlägige Graphik-Editoren schossen wie Pilze aus dem Boden. Nach der rasanten Ausbreitung der weltweiten Internet-Gemeinschaft in der Jahrtausendwende öffneten auch die elektronischen Bibliotheks-Portale. Von nun an lebte ich – sehr bewußt – im schnell expandierenden EDV-Paradies. War die graphische Qualität der online-verfügbaren Bücher zunächst noch häufig auf schlechte Schwarz/weiß-Erscheinung beschränkt (Google Books), so bleiben bei der gegenwärtig schon üblichen Farbwiedergabe in hoher Auflösung kaum noch Wünsche offen. In Sekundenschnelle lassen sich zudem ganze Bücher aus der Vor-Copyright-Zeit herunterladen und im eigenen Arbeitsapparat einreihen und anderes mehr; gerade für historisch Interessierte eine immense Erleichterung. Recherchen, die früher Wochen und oft Monate erforderten, kann man jetzt in Minuten erledigen. Um so ärgerlicher, wenn dann viele Sekundärliteratur – Zeitschriften & Co. – nur zu unerschämten Download-Tarifen bei kommerziellen Daten-Bankiers zu beziehen ist. Man entwickelt schnell Verständnis für prinzipielle Forderungen, freien Zugang zu allen Forschungsquellen sicherzustellen. Computer und Internet führen jedenfalls nicht zu fauler Verblödung, wenn man sie richtig zu nutzen weiß; im Gegenteil: sie lassen sich als enorme Beschleuniger & Verstärker eigener Anliegen einsetzen. Angesichts mancher digitaler Müllhalden, die unbedachte Suchläufe produzieren, heben sich zudem die besonderen Leistungen der menschlichen Intelligenz heraus: Die sogenannten „mind-pops“, die gerade im Scientific American (August 2012) der Kommentierung für wert befunden wurden, also jene scheinbar zusammenhanglosen Eingebungen aus der Erinnerung, sind hochgradig effiziente Mechanismen der Heuristik, das heißt eigentlich: Findekunst. Früher machte man das assoziative Denken, das im Fallen & Steigen der Bewußtseinsinhalte vor sich geht, für solche Vorkommnisse & Fundsachen verantwortlich. – Künstliche Intelligenz ist noch weit entfernt von diesen menschlichen Fähigkeiten, die offenbar mit Lebenserfahrungen & Alter zu tun haben. Welche Zurichtungen aber erfahren wir zeitlebens auch noch im höheren Alter – durch den Gebrauch der neuen EDV-Universalwerkzeuge? Wie werden sich diese Anpassungsleistungen im Wechsel der Generationen verändern? 1998 veröffentlichten die Philosophen Andy Clark und David Chalmers einen kurzen Essay mit dem Titel *The Extended Mind*. Sie begannen ihre Skizze mit der lapidaren Frage: Wo hört der Geist auf und fängt der Rest der Welt an? Manche Fachleute würden Haut oder Schädelknochen als Grenze annehmen, andere seien zumindest der Meinung, dass zum Beispiel die Bedeutung von Worten „nicht einfach im Kopf steckenbleibe“. Clark & Chalmers hatten eine andere Art von Externalismus im Sinn: Bestehe überhaupt ein Unterschied zwischen einem Alzheimer-

Patienten, der einen Notizblock benutze, und einem normalen Menschen, der über sein Kurzzeitgedächtnis verfüge? Kein grundsätzlicher, so die beiden Autoren; der Notizblock habe lediglich die Funktion des Kurzzeitgedächtnisses übernommen – als äußeres Teilelement eines gekoppelten Systems, das aus einem Organismus und seinen Gebrauchsgegenständen in der Umwelt bestehe. Mit anderen Worten, Clark & Chalmers sahen einen aktiven Externalismus am Werk, der die tätige Mitwirkung der Umwelt in kognitiven Prozessen in Rechnung stellt.

Das denkbar naheliegende Konzept von „EDV-verstärkter Mentalität“ läßt sich nicht nur punktuell auf Kulturtechniken zum Ausgleich kognitiver Defizite beziehen, sondern betrifft generell die Handhabung der neuen immateriellen Werkzeuge und Arbeitsumgebungen. So kann schließlich auch ein individueller „Lernbrief“ aus dem Zusammenhang eines kleinen geisteswissenschaftlichen Forschungsprojekts zum Indizienprotokoll drastischer Veränderungen werden: Rückblickend kann ich sagen, daß ich in keiner Phase meiner akademischen Aktivitäten einen so grundlegenden Umbruch von Arbeitsbedingungen und Arbeitstechniken erlebt habe wie in den letzten zehn Jahren. Das freie Verfügbarwerden von Quellenwerken im Internet hat nicht nur das Arbeitstempo, sondern auch die Breite der spontanen Zugänge um Größenordnungen gesteigert. Gerade ältere Buchbestände sind mittlerweile in erstaunlichem Umfang übers *World Wide Web* erreichbar. Assoziationsketten, die früher wegen stockender oder unmöglicher Buchfernleihen zu wochenlangem Stillstand wenn nicht Gedankenabriß führten, lassen sich nun blitzschnell durchspielen. Gleichwohl ist meine Vorliebe für physisch vorhandene Bücher womöglich noch weiter gewachsen. Eine langgeübte Passion der Buchbinderei hat mit den neuen Zugriffsmöglichkeiten auf seltene Schlüsselwerke zu frischem Herstellungseifer geführt: Buchseiten wie kostbare Graphiken Stück für Stück doppelseitig auszudrucken und nach altbewährten Regeln und eigener Rezeptur (in Packpapier oder lackierter Seide, je nachdem) zu wohlgerundeten, leicht zu öffnenden Lese-Exemplaren zu binden, ist sicher ein abseitiger Überschuß und Luxus des akademischen Handwerks; aber er läßt tiefsitzende Bedürfnisse durchblicken: nämlich Gelesenes/Gewußtes auch tatsächlich dauerhaft in Händen halten zu können. Die andere Seite dieser Affektion ist der Sinn für den inneren Aufbau von Büchern, denn man lernt immer mehr, auf die Balance zwischen Inhalt und Erscheinung, zwischen Plausiblen und Überflüssigem, zwischen Wünschenswertem und Möglichem zu achten. Gemeint ist vor allem das Zusammenspiel von Bildern und Texten, nicht nur in Druckwerken von Kunst- & Bildwissenschaftlern. Damit ist ein allgemeineres Ziel anvisiert, denn in Büchern wird – einstweilen noch – Sinn für Geschichte weitergegeben. So hat sich für mich schließlich der zusammenfassende Eindruck ergeben, daß eingedenk der erklärt interdisziplinären Leitlinien der Andrea von Braun Stiftung eine bewußt reflektierende Einstellung zur eigenen Arbeit möglich war. Das veranlaßte mich hier, nicht von Einzelheiten meines Projekts, sondern von den dramatischen Umbrüchen im virtuellen Arbeitsumfeld und vom futuristischen Zuwachs an Freiheitsgraden zu reden. Ich glaube, daß gerade diese Veränderungen – so, wie sie von einem Veteranen erlebt wurden – von besonderem Interesse sind, weil sie nur allzu leicht für selbstverständlich gehalten werden.

Curriculum Vitae

1938	Geboren
1957	Abitur am Johanneum in Hamburg; Ingenieurstudium in Berlin und Hannover, dann Kunstgeschichte in Hamburg; Aby Warburg Stipendiat in London
1974	Promotion in Wien
Ab 1977	Lehrtätigkeit an den Universitäten Hamburg, Kassel, Osnabrück, Regensburg, Trier, Tübingen und an der Northwestern University Evanston/USA
Bis 2003	Professor für Kunst- und Bildwissenschaften an der Universität Lüneburg
2004/05	Fellow des Wissenschaftskollegs Berlin
2011	Fellow im Forscherkolleg „Bildakt & Verkörperung“ der Humboldt-Univ. Berlin
	Forschungsschwerpunkte: Bilderzählformen und -theorien, kognitiv/neuronale Bildwissenschaften. Technik- und Wissenschaftsgeschichte, Theorien der Kunstgeschichte



Prof. Dr. Karl Clausberg